

Die Rosenauer Turmuhr.

Ein ganz alte Geschichte von Solomon Ritzsch.

In derselben Minute, in der die schöne Elisabeth Grünblath den Verlobungsring vom Finger gestreift und dem Bräutigam, Johann Gotthard, zurückgeschickt hatte, war die Turmuhr stehen geblieben. Auf diese Uhr aber, die Gottes Finger aufgehoben und die keine Kunst wieder in Gang zu bringen vermochte, waren die Bürger von Rosenau ebenso stolz, wie auf den tadellosen Auf ihrer schönen und tugendhaften Töchter. — Nun war mit einem Schlag beides dahin, denn es war eine unerhörte, himmelschreiende Sünde, einem Mann, wie Johann Gotthard, die Treue zu brechen.

Was aber die Turmuhr anlangt, so war sie einzig in ihrer Art und so weitberühmt, daß Meister Albert Turibus eigens aus der Schweiz nach Rosenau gereist war, um das geheimnisvolle Wunderwerk zu studieren. — Der Magistrat wollte dem Fremdling keinen Einblick in das Werk gestatten, bis der weiseste der Senatoren seine Stimme erhob: „Lasset den fremden Meister nur geschweigen; er wird aus dem Wert nicht klug werden und wir werden unser Geheimnis bewahren, ohne unhöflich und ungasstfreundlich gewesen zu sein.“

So war es denn auch; Meister Turibus studierte eine Woche lang das Nebeneinandergreifen der Räder und Walzen, ohne am letzten Tage mehr zu wissen, als am ersten. Nur Einer hätte ihm das Geheimnis verraten können: der Meister, der das Werk geschaffen, der alte Martin Sontagh, der aber war stumm.

Man schrieb das Jahr 1631, die Tausendkronen waren damals bei den Großen des Reiches schon verbreitet und sie wurden aus weiter Ferne nach Rosenau gesendet, um nach der unfehlbaren Turmuhr gerichtet zu werden.

Der Hahn des Uhrwerks, der bisher mit lautem Krähen den Rosenauern die ungebildig herbeigeführte Mittagstunde verkündet hatte, war seit jener Schicksalsstunde verstummt. Und das sollte man sich eines wankelmütigen Mädchens wegen gefallen lassen? ... Die Sache kam denn auch vor das Gericht.

Sieben Pfarrer waren aus den nächsten Gemeinden berufen worden, um das Urteil zu fällen. Pfarrer Fabrici als Vorkeser war der Gerichtspräsident, der Jüngste, Paul Sontagh, war Notar. — Die sieben Pfarrer mit den vom Halbe herabhängenden weißen Streifen sahen aus wie sieben Arzneifläschen.

Ganz gebeugt und gebrochen erschien der Kläger, der gewesene Bräutigam, stolz erhobenen Hauptes hingegen die Angeklagte, Elisabeth Grünblath. Ein weißes Kleid umschloß in schweren Falten die schlante Gestalt. Im dunkeln Haar trug sie drei Rosen von blutroter Farbe, der Farbe des Großes, der Unerschrockenheit.

Die kirchlichen Richter versuchten es erst, durch witziges Zureden, die Braut zur Einlösung ihres Versprechens zu bewegen, doch war sie unerbittlich. — Dann folgte Anklage und Verteidigung der Anwälte, und sowohl die Angeklagte wie auch der Kläger mußten den Gerichtssaal verlassen, bis das Urteil gefällt wurde. — Zum Schluß erhob sich der Präsident und sprach:

„Ich beantrage, daß die Angeklagte zu folgender Strafe für ihren Wortbruch verurteilt werde: Sieben Jahre lang darf sie keinem Manne zum Traualter folgen und an keiner Tanzunterhaltung, keinerlei Lustbarkeit teilnehmen.“

„Wir wollen mit Ja und Nein abstimmen!“ riefen die Richter. „Nein“ bedeutet die Freisprechung. Der Notar Paul Sontagh verlas die Namen und fügte jedem das Verdikt hinzu. „Hochwürden Peter Salians?“ „Ja.“ — „Samuel Urking?“ „Nein.“ — „Johann Vitorisz?“ „Nein.“

In diesem Augenblick schrieb Paul v. Ritzsch, der Verteidiger Elisabeths, einige Worte auf einen Zettel, den er heimlich dem Notar zuhob. Doch dieser steckte den Zettel in die Tasche, ohne sich unterbreiten zu lassen.

„Paul Ritzsch?“ „Ja.“ — „Karl Rerucan?“ „Nein.“ Es waren also zwei Ja gegen drei Nein abgegeben worden und nun fehlten nur noch zwei Stimmen, die des Präsidenten und des Notars. Paul Ritzsch winkte Paul Sontagh, er möge doch endlich den Zettel lesen, ehe er sein Wort abgibt, doch ließ sich der Notar nicht beirren. Er schrieb sein entscheidendes verhängnisvolles Ja.

So ward denn das grausame Urteil besiegelt, das die Rosenauer Ehrwelt noch heute verzeichnet. — Jetzt erst zog Sontagh den Zettel aus der Tasche. Er enthielt die folgenden Worte: „Elisabeth Grünblath hat ihr Verlobnis mit Johann Gotthard gelöst, weil sie Euer Hochwürden liebt.“

habe ich das Verdammungsurteil wider mich selbst heraufbeschworen!“ „Nun also, Herr Notar, konzipieren Sie das Strafurteil!“ rief der Präsident. Mit zitternder Hand ergriff Sontagh die Feder und schrieb das vernichtende Urteil nieder. — Der Kläger und die Angeklagte wurden nun in den Gerichtssaal gerufen, damit ihnen das Urteil verkündet werde. — „Ich erkläre mich mit dem Verdikt des hohen Gerichtshofes einverstanden“, sprach der Kläger, indem er in rachsüchtigem Triumph die Verurteilte betrachtete. — In den sieben Jahren der Dürre mußte ja diese stolze Rose, die jetzt in voller Blüte prangte, längst verwelkt und vereschmachtet sein!

Elisabeth neigte nur stumm und stolz das Haupt und verließ an der Seite ihres Anwaltes den Gerichtssaal. Paul Sontagh folgte ihr, um ihr sein Beileid auszudrücken und Mut zuzusprechen. „Sie müssen gegen das allzu harte Urteil appellieren“, sagte er.

„Das Appellieren wäre uns erspart geblieben“, sagte der Anwalt erbittert, „wenn Sie nicht mit Ihrem Wortum die Sache verborgen hätten!“ „Ist es möglich, Sie haben gegen mich gestimmt?“ fragte Elisabeth erschreckt. — Der junge Pfarrer erwiderte: „Ich kann es nicht leugnen, ich habe in unbegreiflicher Verblendung gegen Sie gestimmt, aber ich gebe Ihnen hiermit mein heiliges Ehrenwort, daß ich nicht ruhen noch rasten will, bis ich meinen Fehler aufgemacht habe, bis das grausame Urteil annulliert wird!“

Paul Sontagh hielt Wort; er gönnte sich keine Ruhe, er ging von Tür zu Tür, bis in den Audienzsaal des Palatins, ja in den Tronsaal des Kaisers, und als er nirgend Gehör fand, verließ er in eine so trostlose Melancholie, daß sie endlich auch dem taubstummen Meister Martin Sontagh, dem Vater Pauls, auffallen mußte. Er schrieb auf ein Täfelchen die Frage, was denn dem Sohne fehle, und als dieser ihm die Wahrheit bekannte, antwortete er mit eiliger Hand:

„Sei getrost, mein lieber Sohn, ich werde Dir helfen!“ Der alte Meister arbeitete schon seit Tagen im Turm oben, denn er hatte den Mitbürgern sein Wort gegeben, daß am nächsten Sonntag der verstummte Hahn die Mittagstunde durch lautes Krähen verkünden sollte. — Die Rosenauer konnten den Tag kaum erwarten, und als Sonntag Mittags der Hahn mit lautem Krähen die zwölfte Stunde verkündete, da erkönte der Jubelruf: „Es lebe unser großer Meister, Martin Sontagh!“

Die Freude währte aber nicht lange, denn die Turmuhr ging wohl, aber sie eilte mit rasender Geschwindigkeit. Der Hahn, der sonst nur in der Mittagstunde erschienen war, ließ nun zu jeder Stunde sein lautes Krähen erklingen, der Stundenziger legte in sechzig Minuten zwölf Stunden zurück und der Minutenzeiger galoppierte. Die drei angesehenen Senatoren des Magistrats wurden zu dem Meister entsendet, um ihn aufzufordern, die Uhr zur Vernunft zu bringen. Der Meister schrieb auf seine Tafel die Antwort:

„Unsere Turmuhr ist die Normaluhr des Landes. Die Zeit wird nach der Rosenauer Uhr gemessen. — Ihr habt die Braut meines Sohnes zu siebenjähriger Strafezeit verurteilt; die Uhr wird also die sieben Jahre in einem Monat zurücklegen!“

„Ihr wollt also die Uhr nicht reparieren?“ fragten die Senatoren. „Reinesfalls früher“, schrieb Sontagh, „als bis sie das Ende der Strafezeit verkündet haben wird!“ Die Senatoren flegten beratend die grauen Köpfe zusammen. „Wir werden den so lange behüteten Ruhm, die Normaluhr zu besitzen, verlieren, wenn wir dem alten Quersack nicht nachgeben“, entschieden sie zuletzt.

Die Senatoren versprachen also, die Strafe der Elisabeth Grünblath werde in einem Monat als verbüßt erklärt werden, wenn der Meister sich verpflichtete, die Turmuhr sogleich wieder in den richtigen Gang zu bringen. So ward denn einige Wochen später die Hochzeit des jungen Pfarrers Paul Sontagh mit der schönen Elisabeth Grünblath gefeiert.

Ein Engländer auf Ceylon, der ein Bad zu nehmen wünschte, bat einen Eingeborenen, ihm eine Stelle zu zeigen, die von Krokodilen frei sei. Der Eingeborene führte ihn an einen Platz nahe der Mündung des Flusses. Dort erfreute sich dann der Engländer am Genuß eines Bades, während ihm sein Führer sehr gespannt zuschaute. Als er wieder heraustrat, fragte er, weshalb an dieser Stelle sich keine Krokodile aufhielten. „Krokodil fürchtet sich vor Haifisch“, antwortete der brave Singhalese. „Sehr viel Haifisch hier!“

Über Frischen! Frischen: „Ich bin heute im Rechen zwei rausgekommen, Tante.“ Tante: „So, dann bist Du wohl ein kleiner Rechenkünstler. Nun rechne mir doch schnell einmal aus, wie alt ich bin.“ Frischen: „Ach, so große Zahlen haben wir noch nicht gehabt.“

Das Glück ohne Maske.

Novellette von A. K e r s c h m e r.

Es war ein wunderbarer, goldener Sommer. Ein Leuchten blitzte überall da auf, wohin die Sonne ihre Strahlen sandte, an den Hängen der Schwarzwaldberge, auf den Wiesen und in den Tannengipfeln.

Oben auf der neuen Gartenterrasse des neuen Schlosses in Baden umschmeichelten die Sonnenstrahlen einen dichten Flor tiefroter Rosen, und es war, als wüchse ihnen zu Gefallen hier oben die Luft leiser und lindrer und wie ein tiefblaues Himmelszelt schwebte der große weiße Kielenleib eines Luftschiffes so schnell dahin, daß man hätte meinen können, er fahre direkt in die Sonne. — Aus der Tiefe erschollen bei seinem Anblick jubelnde Kinderstimmen und das Hurrah, das sie dem Segler dort oben zulangten, klang wunderbar hell in die frische Luft.

Es traf auch das Ohr eines jungen Menschenkinde, das in dem Garten der großen Villa auf der anderen Seite des Dostales mit lässiger und mihmutiger Gebärde in einem Liegestuhl lag. Sie richtete den Blick nach oben, blinzelte mit den Augen, weil sie von all dem Glitzern und Glühern fast geblendet waren, hob dann langsam die beschattende Hand, um sie im nächsten Augenblick wieder sinken zu lassen, ohne ihre Absicht, das Luftschiff zu entdecken, ausgeführt zu haben. Zugleich breitete sich ein gesuchter gelangweilter Zug über ihrem ganzen Gesicht aus. Er schien sagen zu wollen: „Du lieber Himmel, warum soll ich mich denn anstrengen, um das dumme Ding da oben fliegen zu sehen!“

Dann sank sie wieder in ihr stilles Brüten. Liselotte von Kramsta lag immer noch unbeweglich und ihr Blick, der über den schönen, gepflegten Rasen schweifte, hinüber über Baumwipfel und zierliche Häuserdächer, bis an die gegenüberliegenden waldigen Höhen, aus denen das Gemäuer des alten Schlosses herausstrich, ihr Blick schaute in eine andere Welt, als die, welche so verlockend in der Sommerklarheit vor ihr lag.

Jene Welt schien düster und traurig. Ab und zu senkte das Mädchen tief auf. Sie spöttelte über die Liebe, weil sie sie sich nur mit der Maske gelogierter Bewerber vorstellen konnte. Sie behauptete, keines Glückes zu bedürfen und verzehrte sich doch Tag und Nacht danach. Sie redete verächtlich von ihrem Reichtum und hätte doch das Leben ohne ihn nicht erträglich gefunden. Sie wünschte sich immer das Gegenteil von dem, was sie gerade besch. Mit sich selbst und der Welt unzufrieden, verfiel sie in bittere Gedanken. So auch heute. Als sie sich endlich bequeme, aufzustehen, sah man erst, wie schön dieses Gesichtspfeil war. Wie eine Königin schritt sie mit leichten, schwebenden Tritten über den grünen Rasen.

Plötzlich blieb sie wie angezerrt stehen — es kam Leben in ihre Züge. Leise bog sie den Körper zurück — Auge und Ohr lauschten scharf. Sie war am Ende des Parkes angelangt, dort, wo die StraÙe eine Biegung machte, und man von außen einen Blick auf die Villa und auf die Berge hatte.

Einige dunkle Tannen waren da oben noch stehen geblieben. Unter diesen Tannen stand ein junges Paar. In dem Augenblick, als Liselotte sie bemerkte, beugte sich der Mann zu der Frau herab und küßte sie. Als er den Kopf wieder hob, war ein Leuchten in beider Augen.

Liselotte sah dieses Leuchten und erbebte. Noch nie hatte sie solche strahlenden Augen gesehen — die Menschen ihres Kreises hatten alle müde, matte Augen, einige schienen auch oder flackerten unruhig und begehlich, wenn sie einen ansahen.

Sie duckte sich tiefer in die Büsche. Unwillkürlich war ihre Neugierde erwacht. „Sieh nur Hans“, rief da die weibliche Stimme, „wie wunderbar der Blick von hier oben ist — man sollte gar nicht glauben, daß es so schön auf der Welt sein kann!“

„Ja“, antwortete er etwas leiser und innerlicher, „ich kann mich auch nicht entsinnen, je einen solchen Sommer erlebt zu haben. Aber es ist allein für Dich, kleine Frau, daß sich die Welt so herausgeputzt hat. Die Sonne hat gewiß geahnt, daß Du so lange — fast ein Jahr — es mit mir ohne Murren in der schmutzigen kleinen Stadt ausgehalten hast, wo es keine Berge und kaum ein paar Bäume giebt!“

„Ach Hans“, sagte sie darauf fast unwillig, „mit Dir ist es doch überall schön.“ „Meinst Du wirklich?“ lachte er stolz. „Aber sieh nur, diese Villa dort! Dahin hätte ich sie mir auch gebaut, gerade dem alten Schloß schräg gegenüber. Wie glücklich müssen die Menschen sein, die alle Tage so etwas Schönes zu sehen bekommen. Wie oft gingen wohl unsere vier Zimmer da hinein? Zehnmal? Zwanzigmal?“ und abei lachte sie hell auf.

Liselotte wagte nicht mehr, sich zu rühren; blutübergossen stand sie da. „Ja“, meinte der Mann nachdenklich, „es ist feltam, unter welcher schiednen Bedingungen wir Menschen leben.“

Während er dies sagte, huschte ein Schatten über das Gesicht der jungen Frau. „Sag mal, Hans, war das Essen und das Zimmer wohl sehr teuer, haben wir denn eigentlich noch genug Geld zur Rückreise?“ — „Nach Dir keine Gedanken, es langt gerade noch zur Reise, den Nachmittagsstafette müssen wir ausfallen lassen, das Essen darf nicht allzu teuer werden und dann denke ich, langt es gerade noch, daß Du diesmal noch nicht auf Schusterschritten nach Hause laufen brauchst! Aber schau jene weiße Wolke!“ — fuhr er sogleich fort — „wie rasch sie einherzieht! Beobachte einmal die huschenden Schatten im Tal, wie das Blättergold auf einmal trübe wird und wie es wieder aufleuchtet, glitzert und gleißt, und wie klar die Ferne plötzlich geworden ist, ganz, ganz hinten erkennst Du den Turm auf dem langen Berggrüden? Kind, das ist ein Glücksta!“

Aber sie hatte seinen letzten Worten gar nicht mehr zugehört, den Blick starr zum Himmel gehend, faßte sie ihren Mann plötzlich am Arm und jubelte es heraus mit der ganzen Kraft ihrer Lungen: „Hans, er ist es! Er ist es!“

Das Luftschiff lehrte von seiner Fahrt zurück. Und da standen die Beiden und lauschten dem Surren der Propeller wie einer wunderbaren Musik und schauten dem weißen Schiff nach, wie einem unfaßbar schönen Traum.

Sie hielten sich an der Hand und sprachen kein Wort. Dann, als er verschwunden war, riß der Mann die Mütze vom Kopf und warf sie hoch, hoch in die Luft.

„Hans, Hans, nun hab ich ihn auch noch gesehen! Es ist der schönste Tag meines Lebens“, rief die Frau dazu. Dann gingen sie den Berg hinunter in gleichem Schritt.

Auch Liselotte ging, aber sie tat es so leise wie ein Dieb. Sie hatte etwas erlebt, etwas unendlich Rührendes.

Es gab Menschen, die waren viel, viel reicher wie sie, es gab Menschen, die sich wirklich freuen konnten. Und während sie darüber nachdachte, fiel es wie Schuppen von ihren Augen. Wie schön die Bäume ringsum blühten, wie die Rosen noch dufteten, wie die Luft trüchtig wehte, wie statlich ihr Elternhaus dalag.

Und sie dachte an die kleine zärtliche Frau mit ihren vier Zimmern. Wie fröhlich sie ausgesehen hatte und gar nicht häßlich trotz ihrer Armut — und auf einmal liefen ihr die Tränen die Wangen herunter, wie ein Sommerregen nach langer furchtbarer Trockenheit. Und während die Tränen noch rannen, wurde es ihr leicht und weich ums Herz — die Rinne darum war geschmolzen.

Liselotte sah, daß die Welt schön war.

Amerikanische Unterstützung deutscher Gelehrter. Die Stiftung zur Unterstützung wissenschaftlicher Forschungen, die den Namen nach ihrer Stifterin Elizabeth Thompson Science Fund führt, ist seit Jahren dafür betannt, ihre Mittel besonders freigebig auch an Ausländer zu verteilen, und zwar sind gerade deutsche Gelehrte dabei stets bevorzugt worden. Das Vermögen der Stiftung ist zwar nicht groß, hat aber schon vielen Nutzen gestiftet. Die Verwaltung erfolgt von seiten der Harvard-Universität in Cambridge bei Boston. Nach dem jetzt veröffentlichten neuen Jahresbericht sind wiederum sieben Gelehrte mit Zuwendungen bedacht worden, darunter vier Deutsche.

1000 Mark erhielt Professor Schiefelreder in Bonn für die Erforschung des mikroskopischen Baues der Muskeln; 720 Mark Professor Koenen in Münster für das Studium des unteren Endes des Spektrums und zwar mit der besonderen Bestimmung, daß die Summe zur Anschaffung von Objektiven aus Quarz und Stein verwandt werden soll; 400 Mark Dr. Paul Lanson in Würzburg für Forschungen über die Arzneibehandlung von Schlangengiften; 1000 Mark Professor Boveri in Würzburg für Versuche über die Rolle der einzelnen Zellelemente bei der Vererbung. Die übrigen Verleihungen geschahen an Professor Foley in America für photographische Untersuchungen über die archäologische Erforschung der Höhle von Laren und an den Astronomen Dobert für die Förderung der Kometenbeobachtungen. Bewerbungen sind an die Harvard Medical School zu richten. Es ist übrigens zu bedauern, daß der Jahresbericht Klage darüber führt, daß eine große Zahl der unterstützten Gelehrten den Bedingungen bezüglich der Mitteilungen über das Ergebnis ihrer Forschungen nicht nachgekommen sind, was gerade dieser liberalen Stiftung gegenüber nicht vorkommen sollte.

Wohlthaten, still und rein gegeben, Sind Tote, die im Grabe leben, Sind Blumen, die im Sturm bestehn, Sind Sternlein, die nicht untergehn.

Humoristische Mappe.

Freundinnen.

„Aus Schlangenhaut ist Dein neuer Mantel? Wie kann man nur die Haut einer anderen Schlange tragen?“ „Aber ich bitte Dich, Melanie, Du trägst doch auch die Federn einer anderen Gans!“

Eine gute Tochter. Freundin: „Aber, liebe Eugenie, warum bist Du heute so schlecht ausgelegt?“ Eugenie: „Ach, unser Dienstmädchen ist krank geworden, und nun muß meine alte, gebrechliche Mutter alle Hausarbeit allein verrichten!“

Abgeblüht. Ged.: „Was sehe ich, anädiges Fräulein wollen sich eines Stils zur Bergpartie bedienen. Lassen Sie das nur, ich werde Sie gut und sicher führen.“ Fräulein: „Ach nein, da will ich mich doch lieber diesem Fiel anvertrauen.“

Schadenfroh. Erster Ehekrüppel: „Sage mal, Du hast Deinem Reffen eine Frau verschafft?“ Zweiter Ehekrüppel: „Gewiß! Erst recht! Ich sehe nicht ein, weshalb der Bengel etwas vor unsereim voraus haben soll!“

Wideriprach. A.: „Warum haben Sie sich eigentlich nicht verheiratet?“ B.: „Ich hasse die Weiber, und außerdem würde die Ehe störend in meine literarische Beschäftigung eingreifen.“ A.: „Was für literarische Arbeiten treiben Sie denn?“ B.: „Ich schreibe Liebesgeschichten.“

Begründet. „Aber der Entenbraten ist wirklich famos. Ich begreife gar nicht, daß sich der Redakteur Kröhler dort, der doch ein solcher Feinschmecker ist, keinen bestellt hat.“ A.: „Na, das ist doch leicht erklärlich — der findet eben keinen Geschmack mehr daran, weil er das ganze Jahr von Enten lebt!“

Beweis. Studio: „Wieder ein Beweis, daß Kälte die Körper zusammenzieht; je heftiger mein Untel gegen mich wird, desto dünner wird auch mein Geldbeutel.“

Erster Gedanke. Schaffner (in's Coupe rufend): „In Bergföhren wird angehalten!“ Alte Jungfer (verschämt): „Um mich auch?“

Auch ein Grund. Mutter: „Was, Ella, Du weinst? Du hast wohl wieder eine Verlobungsanzeige erhalten?“

Ueberdies. „Könnten Sie auch eine Frau abgöttisch lieben, Herr Leutnant?“ „Warum nicht, wenn sie Heidenmammon besäße.“

Das Ideal. Herr: „Ich fühle mich unglücklich in meinem Beruf, etwas Hohes, Ideales möchte ich erstreben, ein Beglückter der Menschheit möchte ich sein!“ Fräulein Eulalia (mit entzücktem Augenaufschlag): „Ach, dann werden Sie doch — Standesbeamter!“

Aus der Schule. Lehrer: „Nun, Karl, sage mir mal, den Wahlspruch des Fürsten Bismarck!“ Karl schweigt. Lehrer: „Nun, — Wir Deutsche, wir —“ Karl (schnell): „Wir Deutsche, wir trinken immer noch eins.“

Ein kleines Versehen. Die Huberbäuerin soll in die Stadt, um ein Rezept für ihren kranken Mann. Da sieht sie, wie sie herumfucht, endlich eine Tafel: „Dr. A. Meier — Veterinärarzt.“ „Jefas“, ruft sie voll Freuden, „a'rad' den Rech'n hab' i erwischt; mei' Alter is ja eh bei d' Veteraner!“

Wangel als Kreiersmann. Der alte Wangel liebte ein Mädchen und wollte bei deren Eltern um sie anhalten. Die unglückselige Verwechslung von „Mir“ und „Mach“ machte das aber vergeblich, wie nachstehender Dialog zeigt. Wangel: „Darf ich hoffen, daß Sie mir Ihren Schwiegersohn nennen?“ Die Eltern der Verehrten (erschauert): „Aber, Herr Graf, wir haben ja gar keinen Schwiegersohn!“ Wangel: „Ganz recht, ich meinte ja auch, ob ich Ihnen meine Schwiegereltern nennen darf.“ Die Eltern (noch erschauert): „Ja, Herr Graf, wir wußten aber gar nicht, daß Sie schon verheiratet sind!“ Da gab Wangel, der Feld im Augegetren, den Kampf gegen die Grammatik auf und blieb lebzig.



Dame: Sagen Sie mal, lieber Doktor, warum nennt man uns Frauen eigentlich immer das schwächere Geschlecht?



... um wenn jemand nach mir fragen sollte, dann sagen Sie mir, ich wäre nicht zu Hause.



„Morgen hab' ich silberne Hochzeit! Gedächtnis, war ich ein Stamel, daß ich geheiratet hab'!“



Studiosus Pummel (früh morgens von Stommers heimkehrend, einen Rasierkragen vor seiner Zimmertür heinsetzend): Sollte mich wohl gar meine Wirtin an die Luft gelegt haben?!



— Heutzutage will jeder Trottel studieren! Zu meiner Zeit war ich aus dem ganzen Stübchen der Einzige.